

Vielfalt moderner Lebensformen – Reichtum oder Herausforderung

Vortrag Pfarrerin Angelika Weigt-Blätgen, Evangelische Frauenhilfe in Westfalen e.V.
Neujahrsempfang im Kirchenkreis Steinfurt Coesfeld Borken, 20.01.2013

„Sie sind ja alle ganz nett – wenn sie nur nicht so viele wären“ diesen Stoßseufzer lässt der Autor Nick Hornby den 12jährigen Markus in seinem Roman „about a boy“ ausstoßen, nachdem er das gesamte Weihnachtsprogramm mit seiner alleinerziehenden Mutter und deren Eltern, seinem Vater und dessen neuer Freundin und deren Eltern und vielen anderen absolviert hatte^{*1}. Doch nicht nur für Kinder in Familienkonstellationen, die mit dem Titel „Patchwork“ viel zu kunstgewerblich harmonisch beschrieben werden, zeigt sich am Weihnachtsfest – wir haben es alle gerade hinter uns – wie stabil oder wie fragil, wie traditionell oder wie offen, wie selbstverständlich oder wie jährlich neu ausgehandelt das Fest in den unterschiedlichen Konstellationen des Zusammenlebens begangen wird. Wie schnell gerät die Abfolge der Einladungen und Besuche zu Rangordnungen, zu Aussagen über Distanz und Nähe, Liebe und Wertschätzung. Die Zahl der von wenigen Jüngeren zu integrierenden Alten in den Festablauf wird größer. Sie vergrößert sich noch dazu, wenn Teile der Jüngeren nicht einmal mehr in geographischer Nähe zu den Älteren leben und die Zahl zurückgelegter Kilometer oder Flugmeilen zu einem weiteren Indikator für Zusammenhalt und Nähe wird. Immer weniger im Lichterglanz strahlende Kinderaugen müssen immer mehr Erwachsene erfreuen. Geschenke und Emotionen sind kaum zu verkräften.

Bei anderen ist das Leid an der eigenen Einsamkeit und das Gefühl, einfach nicht dazuzugehören, Weihnachten besonders groß. Eine Form der familiären und gesellschaftlichen Exklusion, die zum Fest der Liebe und der Familie kaum zu überwinden ist. Sie ist ebenso groß wie die Exklusion durch Armut, die Weihnachten auch noch mehr schmerzt, verzweifelt, enttäuscht oder aggressiv macht als im übrigen Jahr.

Und die vermeintlich ganz normalen Familien, die Weihnachten unsere Gottesdienste besuchen und ihre Päckchen liebevoll verpackt unter den einen Baum legen? Auch sie sehen sich vor die eine oder andere Frage gestellt. Geht die neue Freundin des Sohnes, aufgewachsen in Mecklenburg, nicht getauft, mit in den Gottesdienst? Wird sie die Stimmung belasten, wenn sie mal wieder betont, dass ihr bisher nichts gefehlt habe? Soll der Freund der Tochter überhaupt eingeladen werden, obwohl seine türkischstämmige Familie ja nicht einmal Weihnachten feiert? Werden die Großeltern es verkräften, wenn die Älteste nach ihrer Scheidung zum ersten Mal mit ihrer Lebenspartnerin kommt? Und wenn sie denn alle uns zu Liebe mit in den Gottesdienst gehen, können und wollen wir das überhaupt unserer Gemeinde und unseren Nachbarn zumuten? Und wenn die einen oder anderen von uns Weihnachten ganz unberührt von all diesen Fragen feiern, sind wir dann als Gemeindeglieder oder Nachbarinnen offen und tolerant und neugierig oder betrachten wir die anderen kritisch-distanziert oder gar stirnrunzelnd? Gehen wir nach dem Gottesdienst offen auf alle zu und wünschen ein gesegnetes Fest oder nicken wir lieber aus der Entfernung einen Gruß?

Weihnachten fokussiert das Thema „Familie“ wie kaum ein anderes Ereignis – allenfalls noch Beerdigungen. Jeder und jede von uns ist betroffen. So oder so. Jeder, jede hat Familie, ob mit oder ohne Ehe, ob mit oder ohne Kinder.

Im letzten und zu Anfang dieses Jahres scheint mir „Familie“ besondere Konjunktur zu haben. Das Thema Betreuungsgeld und Rechtsanspruch auf einen Kitaplatz, die Bezahlung und Qualifikation von Erzieherinnen und Erziehern, der Pflegenotstand, der Fachkräftemangel und die drohende demographische Entwicklung – das alles wurde diskutiert, politisch kontrovers und ermüdend. Nun zu Beginn des Jahres die Botschaft, die uns wohl aufatmen lassen soll: mehr Akademikerinnen bekommen wieder Kinder. (So die Überschrift über der Berichterstattung zum jährlichen Familienreport des Bundesfamilienministeriums).^{*2}

Familie in ihren ganz unterschiedlichen Lebensformen befindet sich und wird diskutiert im Spannungsfeld von Mythos und Markt^{*3}. Und irgendwo dazwischen sollen Menschen Lebensentscheidungen treffen, Lust und Liebe zum Zusammenleben in Verantwortung entwickeln und andere Menschen – Kinder Alte, Gleichaltrige – als Bereicherung ihrer selbst entdecken. Irgendwo zwischen dem Mythos Familie und den Bedarfen des Marktes soll Fürsorge und Achtsamkeit Raum haben und Mehr-Wert durch Offenheit und Wahrnehmung von Vielfalt entstehen.

Wir sind als Kirche und Gemeinde, als Christinnen und Christen in Politik und Zivilgesellschaft herausgefordert, dem Mythos seine negativen Bindekräfte zu nehmen oder sie zumindest nicht noch zu verstärken und uns dem Einfluss der Marktinteressen zu stellen, kurz: Wir sind herausgefordert, Menschen in diesem Spannungsfeld nicht allein zu lassen.

Stichwort „Mythos Familie“

Zunächst zum Stichwort „Mythos Familie“.

Der Alttestamentler Jürgen Ebach hat in seiner Einbringung der Hauptvorlage „Familie“ vor der lippischen Landesynode und bei einer Veranstaltung der eaf dem Mythos Familie und Ehe eine Analyse biblischer Texte, Bilder und Geschichten gegenübergestellt^{*4 a + b}. Biblische Texte – nicht nur alttestamentliche – erzählen von einer kaum vorstellbaren Vielfalt der Lebensformen, von Schuld und Versagen, von Verantwortung und Fürsorge, von Treue und Verrat^{*5}. Der Erzählteil biblischer Texte folgt Hans Frör ... Allein von David werden eine Fülle von Beziehungen geschildert: Wir hören von Michals Liebe, die David politisch gelegen kam (1. Sam. 18 ff); von seiner Jugendfreundschaft mit Jonathan, dessen Liebe ihm „wundersamer als Frauenliebe“ gewesen

ist (1. Sam., 18-20), er lässt sich von der klugen Abigail beeindrucken (1. Sam., 25), er begehrt Bathseba und wird zum Mörder ihres Mannes (2. Sam., 11-12); er kämpft verzweifelt um das Leben seines Kindes (2. Sam., 12, 15 ff) und zerbricht fast an der Trauer um den aufständischen Sohn Absalom (2. Sam., 13-18). Auch die Väter- und Müttergeschichten sind reich an Lebens- und Beziehungsformen von Sara, Hagar und Abraham bis zu Josef, seinen Brüdern und deren Frauen, Töchtern und Söhnen. Wir hören von Leihmutterchaft und Schwagerehe, von Prostitution und Missbrauch. Wir hören von Treue und Verbundenheit „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch“ (Ruth 1, 16 f), - das ist das Treueversprechen einer Schwiegertochter an ihre Schwiegermutter. Familien- und Beziehungsgeschichten werden überliefert, erzählt als Teil der Geschichte Gottes mit seinem Volk Israel. Es erschließt sich nicht immer, welche Bedeutung sie im Heilsplan Gottes haben. Die geschilderten Familienbeziehungen sind mal gewöhnlich, mal krisenanfällig, manchmal gewalttätig, oft absonderlich und unreif. Kaum eine der Geschichten endet mit einer Moral, auch wenn bestimmtes Verhalten durchaus kritisiert wird. Die Geschichten leben von der offenen, zum Teil liebevollen Aufmerksamkeit der Erzählenden. Die Moral besteht allenfalls in der Einladung genau hinzusehen, die Geschichten ohne Idealisierung und Mythologisierung zu lesen und für uns den Schluss zu ziehen, dass Gott bereit ist, die Menschenwege mit allen Ab- und Umwegen mitzugehen. Wenn es sich bei den Familien- und Beziehungsgeschichten überhaupt um Liebesgeschichten handelt, dann um Geschichten von der Liebe Gottes zu seinen Menschen.

Normative Grundlagen einer – christlichen – Familie auf der Basis einer auf Liebe gegründeten Ehe lassen sich im Alten Testament nicht finden. Das Wort Liebe kommt in der Urgeschichte – Genesis 1-11 gar nicht vor. Das neue Testament ist mit Erzählungen dieser Art wesentlich zurückhaltender. Die familiären Bindungen derer, die mit Jesus unterwegs sind, werden allenfalls am Rande erwähnt, aber es gibt sie. Wir hören zum Beispiel nichts von der Ehefrau des Petrus, seine Schwiegermutter allerdings wird als Kranke im Zusammenhang mit einer Heilungsgeschichte erwähnt. Ob es Kinder gab, wer die Familie ernährte, wer die Kranke versorgte – wir wissen es nicht. Die privaten Verhältnisse treten zu Gunsten des Christusgeschehens in den Hintergrund. Und doch hat das Christusgeschehen die Familien, Ehen und Freundschaften intensiv und empfindlich berührt, wenn wir nur an die schroffe Abfuhr denken, die Jesus seiner Mutter und seinen Geschwistern erteilte. Vertraute Beziehungen, Bindungen und Verantwortlichkeiten, aber auch Hierarchien scheinen für eine kurze Zeit außer Kraft gesetzt. Die christlichen Gemeinden, die nach Tod und Auferstehung Jesu entstanden und ihr Leben als Gemeinden und Familien unter den sozialen und politischen Bedingungen ihrer jeweiligen Umgebungen gestalten mussten, wurden von der Frage nach Lebensformen und Verantwortung füreinander eingeholt. Die Wiederkunft des Messias Jesus verzögerte sich und Fragen mussten beantwortet werden. Wie ging es Ehepartnern von denen nur einer getauft war? Wie umgehen mit Alleinlebenden, die sich vergeblich nach einem Partner, einer Partnerin sehnten, mit Witwen und Witvern, mit Sklavinnen und Sklaven, denen ihre Herren die Ehe untersagten? Es gab damals wie heute offene Fragen, widersprüchliche Meinungen und in den Gemeinden eine ehrliche Suche nach Antworten, die christusgerecht und lebensdienlich waren. Hinzu kam ein hoher Anpassungsdruck an die normativen Maßstäbe der Umwelt und ein Druck, der im Inneren durch die Abkehr der enttäuschten und entmutigten Gemeindeglieder entstand (der Hebräerbrief aus dem unsere Jahreslosung stammt spricht eindrucksvoll von diesen Prozessen im Inneren der Gemeinde).

Auch wenn meine Anmerkungen zu biblischen Texten nur eine Tour d'horizont sind und der ausführlicheren Reflexion bedürften, können wir meiner Meinung nach mit Jürgen Ebach zusammenfassend feststellen, „*dass das bürgerliche Ideal einer auf Liebe und lebenslange Treue gegründeten Ehe in der Bibel kein Vor-Bild (hat) und das auch für die Struktur einer aus Vater, Mutter und ihrer beider Kinder bestehenden Kleinfamilie oder entsprechende Rollenverteilungen gilt. Die Aufgabe historischer und kritischer Exegese besteht – so Ebach – darin, gegenüber solchen Familienbildern vor allem im ideologiekritischen **Entzug** ihrer biblischen Legitimierung.* (Jürgen Ebach, Wir müssen doch noch einmal bei Adam und Eva anfangen... Biblische Familienbilder in Überlieferung und Forschung, eaf Jahrestagung 2012).

Ebach betont, dass sich in biblischen Texten viel mehr auch Hinweise und Vorbilder für neue, wenn auch ungewohnte Lebensformen finden lassen, „*die Verlässlichkeit, Solidarität und Beheimatung bieten können*“⁶ Ebach aaO.

Und für diese Tugenden: Verlässlichkeit, Verantwortung, Solidarität, Gerechtigkeit finden wir durchaus biblische Hinweise, die sich sozialetisch und sozialpolitisch übertragen und auf unsere Lebenslagen hin auslegen lassen. Immer wieder wird im Alten wie im Neuen Testament betont, dass diejenigen der Solidarität und der Fürsorge bedürfen, die nicht durch die familiären Strukturen ihrer Zeit geschützt waren: die Witwen und Waisen, die kinderlosen bzw. durch ihre Kinder unversorgten Alten, die durch Armut, Arbeitslosigkeit und Krankheit ausgegrenzten, die Sklavinnen und Sklaven, die Fremden. „Liebe den Fremdling wie dich selbst“ (Lev 19, 34) wird weniger oft zitiert als das Doppelgebot der Liebe. Das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und die mit ihm verbundene Verheißung eines Lebens in Fülle für alle Menschen überwindet endgültig alle Rangordnung, alle sozialen Schranken und alle Geschlechterdifferenzen.

Die Befreiung von dem Mythos Ehe und Familie, der eigentlich erst in den letzten beiden Jahrhunderten seine Nahrung bekam, kann vielleicht auch dazu helfen, dass wir sogenannte „abweichende Lebensformen“ in Zukunft anders definieren. Es weichen dann nicht die Lebensformen ab, die nicht auf der Grundlage der traditionellen Ehe und Familie gelebt werden. Es weichen vielmehr die Lebensformen von einer christlichen Norm ab, in denen Fürsorge versagt wird, Verantwortung unzureichend wahrgenommen wird, die Würde der jeweils an-

deren missachtet wird, in denen Gewalt herrscht; Lebensformen, die ausschließlich egoistischen Zielen dienen und die die gerechte Verteilung aller Ressourcen aus dem Blick verlieren.

Wir können mit der Bibel zusammenfassend sagen: Familie ist da, wo Menschen dauerhaft und generationenübergreifend persönlich füreinander eintreten, Verantwortung übernehmen und solidarisch und offen für andere bleiben.

Zum Stichwort „Markt“

Zwischen Mythos und Markt hatte ich die Position von Familien beschrieben.

Mit den Stichworten Solidarität, Offenheit und Gerechtigkeit können wir gut die Betrachtung des Stichwortes „Markt“ beginnen.

Unser Rentensystem ist trotz weniger, unzureichender Korrekturen, z.B. Anrechnung von Erziehungszeiten, noch immer an einer lebenslangen vollzeitigen – und damit überwiegend männlichen – Erwerbsbiographie ausgerichtet. Arbeitslosigkeit, Scheidung, Erziehungszeiten, Erwerbsunfähigkeit und jetzt auch noch der demographische Wandel bringen dieses System an seine Grenzen. Die Teilhabe von Frauen und Männern am Arbeitsmarkt, die bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf und die Erbringung innerfamiliärer Pflegeleistungen sind sowohl volkswirtschaftlich als auch familien- bzw. bevölkerungspolitisch entscheidende Faktoren. Große Institute wie das Deutsche Institut für Wirtschaftsordnung beschäftigen sich in großangelegten Studien mit dem volkswirtschaftlichen Nutzen besserer Kinderbetreuungsinfrastruktur. Denn: wenn die bestausgebildeten Frauen aller Zeiten dem Arbeitsmarkt fern bleiben oder keine Kinder bekommen, entsteht Wirtschaft und Gesellschaft ein erheblicher Schaden. Zahlreiche Firmen – wie zum Beispiel ein Zusammenschluss Frankfurter Banken – bieten ihren Mitarbeitenden, die sie langfristig binden wollen, flexible Kinderbetreuungsmöglichkeiten, familienergänzende Dienstleistungen, mobile und schnell einsetzbare Kräfte als „Task Force“. Es werden Konzepte entwickelt wie „Women`s Initiative“ bei Mc Kinsey, „Global family“ bei BASF oder „Ford-Freizeit-Organisation“ bei Ford. Für die weniger gut Verdienenden, zum Beispiel Schichtarbeitende in der Pflege oder anderswo entstehen 24 Stunden Kitas mit Übernachtungsmöglichkeit zu geringem Aufpreis. Wo es sie gibt mit langen Wartezeiten und bislang ohne Aussicht auf einen Rechtsanspruch.

Um dies alles leisten zu können, muss an anderen Stellen gespart werden, z.B. in der Kinder- und Jugendhilfe, der Ausländerberatung, der Ehe-, Lebens und Familienberatung, der Schuldnerberatung. Es legt sich die zynische Schlussfolgerung nahe: Wir müssen alles tun, damit bestimmte gut ausgebildete Frauen und Männer Kinder bekommen, denn sonst verlieren wir perspektivisch Nachwuchs aus intellektuell und finanziell gut ausgestatteten Familien und müssen uns noch stärker auf die Familien konzentrieren, die weniger zur volkswirtschaftlichen Stabilität beizutragen haben.

Ich komme noch mal auf Weihnachten zurück. „Uns ist ein Kind geboren“ – mit diesen Worten verkünden wir die Ankunft Gottes bei den Menschen. Gott ist ein Kind geworden – damit verkünden wir, dass Kinder mehr, viel mehr sind als ein Armutsrisiko, mehr als ein Karriereknick, mehr als ein bevölkerungspolitischer- oder volkswirtschaftlicher Faktor. Keine Frage: Kinder kosten Geld, Nerven und Schlaf, sie können Müttern und Vätern ihre Karriere kosten und Paaren ihre Beziehung. Und zugleich sind sie ein großes Geschenk, tiefer Sinn. Hannah Arendt beschreibt die Tatsache des Geborensseins als Grundvoraussetzung dafür, dass dem Menschen seine ganz besondere Würde und seine je eigenen Möglichkeiten, wir sagen seine Gottebenbildlichkeit, gegeben sind. Familien sind der Ort, an dem Kinder als „Würdenträger“ willkommen geheißen werden können. Sie können in Familie Sozialverhalten, Werteentwicklung, Verantwortung lernen, Liebe, Fürsorge, Wertschätzung erfahren. Und zwar im Zusammenspiel aller Beteiligten: leibliche und soziale Eltern, Großeltern, Freundinnen und Freunde, Patinnen und Paten und viele andere mehr, die familiäre oder nachbarschaftliche oder gemeindliche Netzwerke bilden.

Ich wünsche mir, dass wir als Kirche Einfluss nehmen auf die Sozial-, Arbeitsmarkt, Renten- und Steuerpolitik, um die Marktbedingungen menschen- und damit familienfreundlich zu gestalten. Wie schön wäre es, wenn Menschen frei wären ihre Liebe und Fürsorge für andere, ihre Entscheidung für oder gegen Kinder unabhängiger und ohne Existenzangst treffen könnten. Wie schön wäre es, wenn wir Räume schaffen könnten, in denen Menschen ihre Vorstellungen von einem guten Leben entwickeln könnten. Wie schön wäre es, wenn Pflege, Fürsorge, Ehrenamt, Freizeit den gleichen Wert zugestanden bekämen wie Erwerbsarbeit, auch den gleichen Geld-Wert. Gewiss können wir nicht das Reich Gottes schon jetzt schaffen. Aber wir können Menschen glaubwürdig versichern, dass wir ihre Zerrissenheit zwischen Mythen, Marktinteressen und ihren eigenen Wünschen, Träumen und Ängsten sehen und Ernst nehmen. Unabhängig von ihren jeweils gewählten Lebensformen empfinden viele diese Zerrissenheit und Verunsicherung. Von daher ist die Antwort auf die meinem Impuls zu Grunde gelegte Frage: Die Vielfalt der Lebensformen war und ist ein Reichtum, den wir ohne jede Angst vor Normabweichungen offen annehmen können. Eine Herausforderung bleibt verantwortliches, fürsorgliches, generationenübergreifendes Zusammenleben allemal – unabhängig von den Lebensformen.